Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 43 (1939-1940)
Heft: 19

Artikel: Im Lärchenhubel : Roman [Fortsetzung]
Autor: Eschmann, Ernst
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-671306

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 05.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

XLIII. Jahrgang | Zürich, 1. Juli 1940 | Heft 19

Unverlierbar.

In Schutt und Trümmer stürzt die schöne Welt,
Von Land zu Land loht blutger Feuerschein.
Der Himmel dröhnt, es birst der letzte Stein,
Und Haus und Hof und Garten, Wald und Feld,

Was sich am Leben sonnte, stirbt und fällt.
Worauf du bautest, es bleibt nicht mehr dein,
Wo du vertrautest, bricht die Flut herein, —
Was trotzt dem Völkersturme noch, was hält?

In deines Herzens stillster Kammer glüht
Ein Fünklein noch vom alten, festen Glauben.
O fach es an! Und neue Hoffnung sprüht.

Dein reinstes Glück, der Seele golden Gut,
Kann keine Faust, kann keine Macht dir rauben:
Der Liebe Kraft, der Heimat Glanz und Glut.

Ernst Eschmann.

Im Lärchenhubel.

Roman von Ernst Eschmann. (Fortsetzung.)

Ein heller Morgen kam herauf. Kein Wölklein stand am Himmel. Es war schon heiß. Die Gäste verzogen sich gern an den Schatten. Größere Touren wurden nicht unternommen. Man wollte auf den Abend frisch sein. Frauen saßen im Wäldchen und strickten. Die Herren hatten schon früh eine Zigarre angezündet und huldigten der Politik. Die Kanonen des großen Krieges waren wohl längst verstummt; aber die Länder hatten sich noch nicht zu einem Dauer versprechenden Frieden gefunden. Die Wunden lagen noch offen. Über die Meere weg pflanzten sich neue Fragen und schufen Unruhe an den entlegensten Ufern.

Doch was half's, wenn man in langen Auseinandersetzungen die unheilschweren Knäuel zu entwirren suchte? Heute war viel eher Anlaß, sich glücklich zu schätzen, daß die Heimat sich unverletzt in den jahrelangen Kämpfen behauptet hatte und nun daran gehen konnte, die Verluste wieder wett zu machen, die ihr an Hab und Gut und opferbereiten Eidgenossen nicht erspart geblieben waren.

War es allen nicht neu geschenkt, das kleine Ländchen mit seinen blühenden Matten, seinen leuchtenden Seen, seinen wogenden Feldern und blitzenden Firnen? Was für ein Reichtum lag in den wohlgeordneten Kantonen, und wie bunt wirbelte das Volk durcheinander, durch tausend Berge getrennt, aber vom gleichen Gedanken beseelt, eins und einig zu sein, wenn auch die Zungen so verschiedenen Klang hatten und Sitten und Bräuche wie ein bunter Teppich über die heimischen Grenzen ausgebreitet lagen.

So waren heute alle sonntäglich gestimmt, und da das prächtige Wetter einen herrlichen Festabend verhieß, schaute man ihm als einem Geschenk des Himmels entgegen, wie es einem

jeden nicht oft so groß und rein zuteil wird. Alle waren von dieser Freude angesteckt. Wenn die Feier auch den dienenden Geistern doppelte und dreifache Arbeit brachte, sie nahmen sie gerne auf sich; sie waren als Kinder der gleichen Heimat im Herzen so eifrig dabei wie die Gäste, die die Tafel umsäumten.

Gritli wußte kaum, wo es zugreifen sollte. Aus allen Winkeln rief ihm die Arbeit. Es huschte über die Treppen, in die Küche, in die Gaststube und durch den Speisesaal. Blumen mußten herbeigeschafft werden. Die Tafel wurde am Abend in einen bunten Garten umgewandelt. Grün prangte an Ecken und Enden.

Werner steckte im Keller. Flaschen wurden bereitgestellt. Für alle Bedürfnisse mußte gesorgt werden. Er fühlte sich in seinem Element. Er pfiff durchs Haus. Gritli bekam gute Worte, so daß der Alp, der lange wie ein Unglück auf ihm gelastet hatte, zu weichen begann. Es hatte nach seinen Eltern geschickt, daß sie auf den Abend herunterkommen sollten, um teilzuhaben am frohen Gepränge, das mit dem Bankett den Anfang nahm.

Die Mutter hatte keine Lust.

Der Vater versprach, sie würden sich drüben beim Feuer einstellen und lieber einen stillen und frühen Feierabend machen.

Der Mittag war drückend. Eine hochsommerliche Hitze brannte bis in die Felsen des Goldwang. Sie hockte in den Wäldern und machte aus Berg und Tal eine schwelende Backstube, der niemand entrinnen konnte.

Gegen zwei Uhr stieg ein Wölklein auf, ein helles Sommerwölklein, das niemand beunruhigte.

Die Jungmannschaft war mit dem Holzstoß beschäftigt. Hochauf war er getürmt, und zwischen die Reisigwellen war mancherlei Knallwerk verteilt, daß von den Höhen des Ebnet und des Lärchenhubels nicht nur eine große Fackel in die Niederungen zündete, daß das ganze Tal erdröhnte und widerhallte von den Schüssen, die den Jubel der großen vaterländischen Gemeinde nach allen Winden trugen.

Gegen Abend bedeckte sich der Himmel. Aber die Hitze hielt an. August! Hochsommer! Man brauchte sich nicht zu wundern.

Gegen sieben Uhr füllte sich der Speisesaal mit festlichem Volk. Die Damen erschienen im Schmuck ihrer neuesten Roben. Farbige Seiden, erlesene Spitzen, erlesener Kopfputz. Die Herren in Schwarz, in weißen Hemden, in spiegelblitzenden Lackschuhen. So setzte man sich zu Tisch und bewunderte die beglückende Anordnung der Blumen, die den Raum in ein prangendes Treibhaus verwandelten.

Gritli freute sich, daß ihre Arbeit so laute Anerkennung fand. Das berückende Bild schuf den Auftakt für alles Kommende. Nun erschienen die Kellner mit ihren blinkenden Platten. Der Direktor stand wie ein Feldherr am Eingang des Saales und überschaute das laute Gewoge. Auf seinen Wink wurden die Teller gewechselt, neue Gerichte wurden aufgetragen. Es wimmelte von dienendem Volk. Weine marschierten auf. Pfropfen knallten. Frohes Lachen pflanzte sich durch alle Reihen.

In einer Ecke hatte sich eine kleine Kapelle postiert. Sie spielte leichte Weisen und die bekannten volkstümlichen Melodien. Man fühlte sich zu Hause und wurde von den Wogen der heimatlichen Lieder und Märsche fort- und emporgetragen.

Eine besondere Überraschung bereitete der Dessert. In rot-weiß-rotem Eis waren niedliche Chalets aufgebaut und unter ihnen ein großes: das Haus zum Schweizerdegen, mit seinen 22 Stuben. Am Eingang war die Stange aufgerichtet, von der die Fahne des weißen Kreuzes im roten Felde flatterte.

Die Musik begleitete den Aufmarsch dieses begeistert begrüßten Bildes mit dem Sempacherlied.

Ein Glas klingelte.

Ein Gast mittleren Alters erhob sich und gab in beschwingten Worten den Gefühlen Ausdruck, die die Herzen aller erfüllte. Es war kein Feuerwerk, das das Lob der Heimat in den üblichen Kernsprüchen verknallte. Man spürte, wie tief der Redner von seiner Überzeugung durchdrungen war. Die Ereignisse des Krieges zitterten noch in ihm, und die wesentlichsten Gedanken kreisten um das Gut, das den Schweizern stets das heiligste war, für das sie in rauhen Kriegszeiten alles geopfert und das aus den blutigen Wirren der Gegenwart wieder als das schönste und teuerste hervorgegangen war: die Freiheit. Zum Zeichen der Dankbarkeit, die aus den Augen der dichten Scharen leuchtete, wurde ein Werk verrichtet, das Tausenden zugute kam. Kinder verkauften Plaketten, und bedürftige Wehrmänner durften entgegennehmen, was rings in der Heimat das feiernde Volk ihnen spendete. Die Büchsen klingelten. Die Ferienleute im Ebnet bewiesen eine offene Hand.

Ganz in der Ferne rollte ein Donner. Die

Blicke aller flogen ins Freie. Die Jugend bangte um ihr Feuer. Doch bald fürchtete sie für nichts mehr. Denn über dem Goldwang war der Himmel noch klar. Ein Gewitter mochte nach dem schönen Tag irgendwo niedergehen.

Man erhob sich von der bunten Tafel.

Es nachtete.

Eine mächtige Unruhe fiel die Schar der Kinder an. Nun bereitete sich vor, worauf ihre Hoffnungen schon lange gezielt hatten. Buben und Mädchen griffen nach bunten Papierlaternen. Kerzen wurden entzündet, und ein Zug bildete sich, an dem sich alle Gäste des Ebnet beteiligten. Auch die Damen und Herren trugen Lichter. Nur ein gichtbrüchiger Alter blieb zurück, da ihm das Gehen Mühe machte. Auch ein paar Einheimische aus der Nachbarschaft schlossen sich den Reihen der Gäste an. Die Führung übernahmen die paar Leute der ländlichen Kapelle. Sie trugen farbige Kostüme alteidgenössischer Herolde und bestimmten mit historischen Märschen das Tempo des Zuges. In der Ebene ging es forsch voran. Als aber die Paßstraße zu steigen begann und Kehre um Kehre genommen werden mußte, ließ man sich Zeit. Die Musikanten setzten aus. Sie hatten Arbeit genug, ihre umständlichen Instrumente bergan zu schleppen. Aber eine Trommel blieb doch noch. Sie schlug zahme Wirbel und zog auch die vorgerückteren Jahrgänge mit, die lange nicht mehr in militärischem Schritt zu gehen gewohnt waren.

Mit den ersten Tönen, die aus der Tiefe heraufkamen, waren die Eltern Gritlis vors Haus getreten. Knecht und Magd gesellten sich zu ihnen. Gemächlich gingen sie hinüber nach dem Bänklein und freuten sich des ungewöhnlichen Bildes, das sie nicht mehr aus den Augen ließen. Die Lichterschlange bewegte sich langsam auf der breiten Straße. Je mehr die Dämmerung vorschritt, um so schöner wuchsen die bunten Laternen aus dem Dunkel heraus. In mancherlei Formen waren sie gebildet. Da gab es Räder und Mondsicheln, Kreuze und Köpfe aller Art. Sie vollführten, an leichten Fäden aufgehangen, einen vergnüglichen Tanz. Es war ein lustiges Durcheinander, und als die Musik mit einem Ländler einsetzte, war des Jubels kein Ende. Ein Windstoß fuhr daher und brachte die Lichter in Unruhe. Etliche löschten aus, und Alois, der Knecht, steckte die Nase in die Luft und meinte: „Wir könnten nach Mitternacht doch auch noch einen Spritzer bekommen."

Immer näher rückte die festliche Gemeinde, und lauter wirbelte die Trommel herauf. Da entbot ihr Lisette, die Magd, den ersten Gruß von oben. Sie schmetterte einen Jodler zu Tal und spielte eins auf ihrer Handorgel, die sie schon lange nicht mehr berührt. Alois, der Knecht, hatte ein paar Pechfackeln bereit, um den Holzstoß zugleich an drei, vier Stellen zu entzünden.

Die Lichter hatten den Lärchenhubel erreicht. Nun schlugen sie die Richtung nach dem Bänklein ein.

Gritli sprang aus der Reihe heraus und begrüßte seine Mutter. Werner war zu Hause geblieben, um den Fortgang des Festes vorzubereiten. Der Saal wurde ausgeräumt und zum Tanze hergerichtet. Wer im Garten oder auf der Terrasse sich niederlassen wollte, fand guten Platz. Alles mußte bereit sein, wenn die Leute vom Feuer zurückkehrten.

Die Nacht war eingebrochen.

Der Himmel hatte sich überzogen.

Die ersten Feuer leuchteten auf, zwei an den westlichen Hängen und aus den Felsen des Goldwangs.

Dann flog ein Schein übers ganze Land. Es wetterleuchtete. Kühne Zacken hoben sich scharf vom Horizonte ab, man schaute tief hinunter ins Tal und hinüber nach den weißen Firnen, auf denen blitzartig ein magischer Schimmer lag.

Die Kinder hüpften ungeduldig um den Holzstoß. Sie waren stolz auf ihre Arbeit. Denn jedes Rütlein hatten sie selber zusammengetragen, hierher geschleppt und mit Hilfe des Alois zu diesem Turme aufgebaut.

Jetzt steckte der Knecht eine der Fackeln in Brand. Es begann zu knistern. Ein leichtes Windlein blies die Flämmchen zur prasselnden und hochaufwuchtenden Flamme an. Manchmal entspritzte mit lautem Geknall ein Feuerteufel dem brennenden Stoß. Das Feuer mußte weithin sichtbar sein. Taghell war das frohgelaunte Volk beleuchtet. Jetzt stimmte es im Schein dieses mitreißenden Freiheitsfanals ein Lied ums andere an. So hatten die Altvordern in kriegerischen Zeiten einander von Kuppe zu Kuppe Zeichen gegeben und zu den Waffen gerufen. Wenn heute wieder die Feuer von den Höhen loderten, war's nicht die Sorge um die Sicherheit der Heimat. Es war die Begeisterung und der Opferwille, ihr immer zu dienen, und der Dank aller an eine gute Vorsehung, die ihnen in den jüngsten Zeiten der Gefahr Haus und Hof und die freie Auswirkung ihrer Gedanken und Pläne erhielt.

Ein Donner rollte mächtig über den Himmel.

Hinter dem Goldwang mußte das Wetter toben.

Der Wind hatte gedreht.

In Gruppen verzog sich die Festgemeinde ins Dunkel der Nacht. Die Jugend hielt es am längsten aus. Neuen Reisig warfen sie in die Glut und schauten den Ästen zu, wie sie sich aufbäumten und in der Gewalt der knirschenden Lohe untergingen.

Dres hatte beiseitegestanden. Es lag ihm nicht, im Trubel der Fremden unterzugehen. Seine Freude aber war nicht minder groß. Noch nie hatte er einen so schönen ersten August erlebt. Sonst war es still und bescheiden zugegangen hier oben.

Auch Gritli war glücklich. Sie versuchte es noch einmal, ihre Eltern für die Fortsetzung des Abends ins Hotel zu bringen. Der Vater blieb lieber zu Hause. Mit der Mutter, mit Alois und Lisette ging er hinüber in seine stille Stube. Aus dem Fenster schaute er den Lichtern nach, die da und dort am Hange noch aufblitzten. Der Zug hatte sich aufgelöst. Jedes strebte, wie es ihm gerade paßte, dem Ebnet zu.

Die Musik spielte bereits zum Tanze auf. Auch im Garten hatte man ein Bretterpodium aufgerichtet. So ging es draußen und drinnen hoch her. Gritli hatte wieder alle Hände voll zu tun.

Werner Buchwalder, der Direktor, tummelte sich. Es behagte ihm, daß bis jetzt alles einen so glänzenden Verlauf genommen hatte. Das war die beste Empfehlung für sein Haus.

Von Zeit zu Zeit züngelte ein Blitz.

Das Gewitter kam näher. Vom Goldwang her zog es sich talwärts. Bereits fielen ein paar Tropfen. Man floh vom Garten in den Saal. Mädchen und Kellner räumten die Tücher ab und trugen die großen Schirme in den Schopf. Wenn die unberechenbaren Winde sich in ihnen verfingen, zerrissen sie die Tücher und knickten die Stänglein.

Im Lärchenhubel hielten es die Leute heut länger aus als sonst. Die Mutter bemerkte: „Gritli hat schon lange nicht mehr so gut ausgesehen. Wenn es nur immer so bleibt!"

In diesem Augenblick schoß zwischen dem Lärchenhubel und dem Hotel ein glühender Zickzack nieder, und ein Krachen, zuerst wie klirrende Scheiben, dann wie das Rollen einer mächtigen Steinfuhre, polterte hinterher.

Die Stube erzitterte.

„Wenn's so kommt, dürfen wir nicht ins Bett," sagte die Mutter.

Der Schreck war Lisette in alle Glieder gefahren.

Man saß um den Schiefertafeltisch und redete nicht mehr viel. Von Zeit zu Zeit wurde die Stube taghell erleuchtet. Die Magd schlug die Hände vor die Augen. Die Bäuerin betete aus tiefstem Herzen: „Helf uns Gott!"

Dres berichtete, er möge sich tags seines Lebens nicht an so ein Gewitter entsinnen, und er habe hier oben doch schon manches erlebt.

„Gut, daß wir daheim geblieben sind," meinte die Mutter. „Wir hätten uns nicht getrauen dürfen, nur einen Schritt ins Freie zu tun, geschweige denn, den mühsamen Weg zurückzulegen."

Nun schien es, daß das Schlimmste überstanden war. Oft dauerte es Minuten, bis wieder ein Strahl niederfuhr.

Der Wind pfiff.

Ein Sturm erhob sich. Mächtig begann es draußen zu brausen und zu rauschen. Ein Laden klatschte auf und zu. Die Lisette stieg ins obere Stockwerk, um den Störefried festzuriegeln. Aber ein paarmal mußte sie auf der Treppe stille stehen. Sie hielt sich am Geländer fest und getraute sich erst wieder weiterzugehen, wenn der Donner verstummt war.

Als sie wieder herunter kam, standen Dres und Alois am Fenster. „Hast du's auch schon bemerkt?" fragte der Vater.

„Was seht ihr?"

„Ganze Fetzen brennendes Holz fliegen durch die Luft, und der Sturm nimmt sie mit nach dem Ebnet."

Die Mutter schlug die Hände überm Kopf zusammen. Da kam wieder so eine Fackel daher und vollführte einen wilden Tanz.

Dres rief: „Gewiß hat der Wind die Resten des Feuers noch einmal angefacht. Hast du nicht alles ausgelöscht, Alois?"

„Natürlich hab ich's, und mit meinen Stiefeln bin ich drauf herumgetrampelt, bis kein Fünklein mehr aufleuchtete."

„Eine Glut muß noch übrig geblieben sein." Alois schlüpfte noch einmal in seinen Rock und zog die Kappe tief über die Ohren. „Ich gehe hinüber."

„In dieses Wetter hinaus wollt ihr? Das heißt ja Gott versucht."

Der Knecht stürmte davon.

Wieder kamen lichterloh brennende Zweige

Das ist „'s Babettli aus Juf" (Avers). Foto Feuerstein, Schuls-Tarasp.

geflattert. Dann knallte ein Donner, der die Mutter in Todesängste versetzte.

„Jetzt hat's eingeschlagen, ganz nahe," stellte der Vater fest. Entgeistert schaute er der Mutter und Lisette ins Gesicht, riß ein Fenster auf und guckte ins Freie ringsum.

Einen Augenblick lang war alles still.

Dann stieß die Mutter einen Schrei des Entsetzens aus: „Es brennt! Das Ebnet brennt! Um des Himmels und aller Heiligen willen: „Seht ihr, wie die Flammen aus dem Dache schlagen!"

Der Alois kam in die Stube zurückgestürmt: „Es brennt! Fürio im Ebnet!"

Mit unheimlicher Schnelle dehnte sich das Feuer aus. Nach Verlauf weniger Minuten hatte es den ganzen Dachstuhl erfaßt. Die Flammen

loderten zwischen den Balken und Ziegeln heraus. Es war ein furchtbares Schauspiel von der Höhe des Lärchenhubels aus.

Der Vater und Alois und die Magd rannten davon.

Die Mutter weinte: „Wartet, ich komme! Gritli, das arme Gritli! Der Werner und alle Gäste, die Mädchen und die Kellner! Das wird ein Schrecken und eine Verwirrung sein!"

„Da gibt's nichts zu löschen," meinte der Vater verzweifelt. Sie haben wohl ein paar Schläuche, aber zu wenig Leute sind da zum Helfen. Bis die Feuerwehr von Kirchmatten angerückt ist, stehen die Mauern leer. Du lieber Gott! Daß auch das noch über uns kommen mußte!"

Die Leute vom Lärchenhubel schlugen den nächsten Weg nach dem Ebnet ein. Die Mutter hatte Mühe nachzukommen. „Wartet! Laßt mich nicht allein!"

Sie mußten sie stützen.

Während sie innehielten, nahm das Zerstörungswerk einen raschen Gang. Jetzt brachen die Flammen aus den Fensterlöchern. Balken krachten. Fenster klirrten. Das Feuer verbreitete eine mächtige Helle. Es zündete hinauf nach dem Lärchenhubel, hinunter ins Tal; auf entlegenen Berggehöften mochten sie glauben, ein verspätetes Augustfeuer sei noch entfacht worden in der Gegend am Goldwang.

Durch das Prasseln der Flammen hörte man Rufe und Befehle.

Kreischende Stimmen!

Eine Leiter wurde ans brennende Haus gestellt.

Man riß einen Körper über das Geländer eines Balkones.

Jetzt erdröhnte die Brandstätte.

Der Dachstuhl war eingestürzt. Brennende Balken kollerten ins Innere, andere überschlugen sich und polterten auf den Garten.

Dres und Alois hatten das Ebnet erreicht.

Lisette sorgte sich um die Bäuerin.

Sie kam nicht mehr fort. Eine Schwäche hatte sie befallen. Hilflos streckte sie die Hände ins Leere. Der Brandgeruch stieg ihr in die Nase, und ein gewaltiges Husten schüttelte sie.

Dres schaute in ein furchtbares Bild der Verwüstung. Ein paar Möbelstücke standen im Freien. Feuerwehrleute hantierten mit Hydranten. Aber sie richteten nichts aus. Es fehlte an genügend Wasser. Die Strahlen hatten keine Gewalt, um emporzusteigen und den Feuerherd einzudämmen.

Grüppchen von Gästen standen mit entsetzten Gesichtern beisammen. Die wenigsten hatten einiges von ihrer Ferienaussteuer retten können. Sie besaßen noch, was sie auf dem Leibe trugen. Die vornehmen Toiletten der Damen und die Smoking der Herren paßten schlecht zu den Trümmern des Hauses.

Da stieß der Vater auf Gritli.

Es machte Anstrengungen, noch einmal ins brennende Haus zu rennen. Mit Gewalt mußte es zurückgehalten werden. In einemfort rief es nach Werner.

Seit ein paar Minuten war er verschwunden. Man hatte ihn noch gesehen, dann plötzlich nicht mehr.

Vater und Alois boten ihre Hilfe an. Man wußte nicht, wo zugreifen. Zu furchtbar und plötzlich war das Feuer zum Ausbruch gekommen. War es der Blitz, der gezündet hatte, oder eine der fliegenden Fackeln vom Lärchenhubel herunter? Beiden hatte der Sturm Vorschub geleistet, und mit teuflischer Macht setzte er das Werk der Zerstörung fort.

Alois hörte ein paar Herren zu: Des Unwetters wegen hatten sich alle in den Saal geflüchtet. Die Jalousieläden schlossen sie vor den Stößen des Sturmes und der plötzlichen Erleuchtung des Blitzes ab. Ein Unbehagen bemächtigte sich der Gäste. Da hob die Musik wieder an, um die Ängste der Damen zu verscheuchen. Nur wenige Paare begannen sich zu drehen. Da kam der Schlag und gleichzeitig der Ruf: es brennt!

Kurzentschlossene Gäste, ein paar junge, die im ersten Stock einquartiert waren, rannten über die Treppen und rissen aus den Kasten heraus, was sie gleich erwischen konnten. Kleinere Koffern und Taschen schleppten sie mit. Sie schätzten sich glücklich, noch einiges gerettet zu haben. In den zweiten Stock und noch höher hinauf zu stürmen, getraute sich niemand mehr. Rauch qualmte aus allen Zimmern, Feuer züngelte. Es knisterte und knallte.

Jetzt erst rückte ein Feuerlöschzug aus Kirchmatten an. Das Unheil war geschehen. Das Ebnet-Hotel war ein Raub der Flammen. Die Männer halfen Balken und umgebogene Eisenteile aus dem Wege räumen.

Viel gaffendes Volk stand herum. Von allen näher und ferner gelegenen Höfen waren sie herbeigeströmt.

Auch der Simmeler gaffte unter ihnen. Er drängte sich durch die Reihen und machte dumme

Bemerkungen: „Ja, ja, so kommt's. Es hat noch jeder den Meister gefunden."

Noch immer war der Direktor nicht zum Vorschein gekommen. Ein paar Feuerwehrmänner stülpten sich Rauchmasken vor's Gesicht und drangen in die qualmenden Räume vor. Gritli rang die Hände und weinte.

Wenn neue Einstürze zu befürchten waren, drängte die Menge zurück.

Dres tat es im Innersten weh, so untätig zusehen zu müssen, wie das schöne Hotel verfiel. Einmal hatte er sich gefreut! Dann hatte er das viele Geld gegeben.

Wenn Fredi diesen Tag noch hätte erleben müssen! Gewiß wär er heut auch ins Ebnet gekommen, um mit zu feiern. Der herzkranke Mann wär so einem Schrecken nicht gewachsen gewesen.

Gritli entdeckte ihre Mutter. Wie ein Häuflein Elend saß sie auf einem großen Stein. Lisette stand bei ihr. Sie fand keine zusammenhängenden Worte. Die Augen hatte sie starr nach dem qualmenden Hause gerichtet. Dann schloß sie ihr Kind in die Arme und schluchzte: „Jetzt weißt du, wo du wieder hingehörst."

„Aber Werner muß mit", seufzte die junge Wirtin.

„Sie bringen ihn", riefen ein paar Stimmen.

In der Tat, die kühnen Männer hatten den Direktor gefunden. Sie trugen ihn ins Freie und legten ihn am Boden nieder.

Gritli sprang herzu: „Lebt er? O, sagt mir doch, daß er noch lebe!"

Er rührte sich nicht. Wie tot lag er da.

War nirgends ein Doktor zu finden?

Jetzt kam einem Kellner in den Sinn, daß ein Arzt unter den Gästen war.

Man suchte ihn.

Er nahm sich des Verunfallten an. Seine Kleider waren von Ruß geschwärzt, vom Wasser durchnäßt. Ein beißender Brandgeruch stieg aus dem Rock des Direktors. Der Arzt riß ihm Weste und Hemd auf und legte das Ohr an die Brust.

Gritli stockte der Atem.

Der Doktor nickte: „Das Herz schlägt noch, aber schwach. Ich fürchte... eine Rauchvergiftung! Eine gute Pflege tut not! Nur Spitalbehandlung kann ihn retten."

Ein Nachbar brachte ein Fuhrwerk.

Man bettete den Kranken gut und brachte ihn hinauf in den Lärchenhubel. Gritli fuhr mit. Morgen konnte er dann in das Spital gebracht werden. Der Arzt erklärte sich bereit, alles Nötige zu veranlassen.

Gritli ließ ihn nicht aus dem Auge. „Kommen Sie mit!" bat sie ihn, „wir haben dann eine Hilfe, mag werden, was will."

Die Mutter schloß sich dem traurigen Transporte an.

Das Gewitter hatte sich verzogen. Nur selten noch zuckte in der Ferne ein Blitz. Auch der Sturm ließ nach. Ein Regen begann zu fallen, dünn und spärlich, dann immer dichter und schwerer. Er drang auf die Haut. Die Damen fröstelten. Alois öffnete den Schopf auf der andern Seite der Straße. Er war vom Feuer verschont geblieben. Ein Gast um den andern ging hinüber unters schützende Dach. Man setzte sich auf Bretter und Gerät aller Art, Kisten, Schubkarren, Pflöcke und Scheiter. So wartete man unter lebhaftem Geplauder den Morgen ab. Keinem war der Schreck aus den Gliedern gewichen. So einen ersten August hatten sie noch nie erlebt. Ihr Lebtag wird er ihnen nie aus der Erinnerung schwinden.

Die Feuerwehrleute hatten auf dem Brandplatz noch viel zu tun. Da und dort flammte es wieder auf. Die niederbrechenden Mauerstücke und angekohlten Balken bargen für die Umstehenden große Gefahr. Es nützte nichts, die Gaffer zurückzudrängen. Immer waren sie wieder da.

Ein trauriger Morgen rückte herauf. Grau in Grau wölbte sich der Himmel über dem Goldwang. Man sehnte sich nach Hause, fort von der grauenvollen Stätte der Verwüstung. Viel notwendiges und wertvolles Gut mußte zurückgelassen werden. Wer weiß, ob es je wieder zum Vorschein kam. Die Damen vermißten Schmuck. Doch, was bedeutete es dem Leben gegenüber, das sie alle in Sicherheit gebracht hatten.

Als es tagte, trafen Wagen aus Kirchmatten auf dem Ebnet ein, um die obdachlosen Gäste zu holen. Man warf noch einmal einen Blick nach dem Hotel. Das Feuer hatte rasche und furchtbare Arbeit getan. Alle Räume waren ausgebrannt. Das Eisengeländer am Eingang war durch die Hitze, der es ausgesetzt war, verbogen. Angebrannte Vorhänge hingen als traurige Fahnen herunter. Fensterläden drohten, an den geschwärzten Mauern aus den Angeln zu fallen.

Langsam verstreute sich das neugierige Volk und machte sich daheim an die Arbeit.

Dres und Alois hatten fleißig überall zugegriffen. Sie waren todmüde. Ein paar wenige Feuer-

wehrleute hielten noch aus. Gegen acht Uhr machten sich die letzten auf den Heimweg.

Gritli hatte mit Werner und dem Doktor ein paar angstvolle Stunden verbracht. Der Zustand des Direktors war bedenklich. Er lag oben in der Kammer, die dem Großvater gehört hatte. Es gebrach am Nötigsten. Für solche Notfälle war der Lärchenhubel nicht eingerichtet. Die Schätze der Hausapotheke reichten nicht aus. Der Doktor gab sich alle Mühe. Er hantierte mit nassen Tüchern und versuchte auf alle Weise, das Herz seines Kranken zu immer neuer Bewegung anzuspornen.

Dann kam das Auto des Spitals und holte den Direktor in die Stadt. Gritli setzte sich neben ihn und machte die Fahrt mit, obschon es selber in erbarmungswürdigem Zustand sich befand. Als der Wagen am Ebnet vorbeifuhr, wurde es von einer Woge von Schmerz überschüttet, und fassungslos weinte es an der Seite Werners. Ob er schlief? Er rührte sich nicht. Gritli erholte sich erst wieder, als das Auto den Garten des Spitals erreicht hatte. Der Kranke wurde in Empfang genommen und gleich über zwei Treppen in ein Zimmer getragen. Ärzte in weißen Mänteln kamen und beschäftigten sich mit ihm.

Gritli hatte Mühe, den Hergang des Brandes zu erzählen. Es vermochte nicht einmal zu sagen, wie lange der Kranke verschollen war.

Schwestern kamen und gingen.

Und eine nahm die junge Frau mit und reichte ihr in ihrem Stübchen eine Stärkung.

Gritli setzte sich auf einen Stuhl und hatte das Gefühl merklicher Erleichterung. Die ganze Nacht war sie wie in einem Banne gewesen. Nun wich der Druck, und die Gedanken ordneten sich. Sie sah klarer. Aber noch viel des Unglücks blieb zurück, das sie bis zu tiefst erschütterte.

Jetzt trat ein Arzt zu ihr und verhehlte ihr nicht, wie ernst der Zustand ihres Gatten war. Er gab keine Sicherheiten, nur das Versprechen, daß alles getan werde, was die medizinische Kunst in diesen Fällen zu unternehmen wisse. Es brauche Zeit und die nächsten Tage werden entscheiden, wohin das Zünglein der Waage sich neige.

Erst gegen Abend fuhr Gritli wieder zurück.

Diese Ruhe im Spital hatte wohl getan. Kein Wort wurde gesprochen. Kaum hörte man Tritte im Gang. Gritli konnte nicht dagegen aufkommen, daß plötzlich Bilder der verflossenen Nacht vor ihren Augen flimmerten. Sie sah das brennende Hotel, sie hörte Rufe und Schreie des Schreckens, und alles stand vor ihr, wie es sich gestern abgespielt hatte.

Sie dachte daran, ihre Tante noch aufzusuchen. Sie beide hatten nun ihr traurig Teil, die Witwe Fredis, und sie, die nicht wußte, was die Zukunft noch brachte.

War alles ein böser Traum gewesen? Das Ebnet stand nicht mehr! Sie konnte es nicht glauben. Mit welcher Freude waren sie noch mit ihren brennenden Papierlaternen nach dem Lärchenhubel gezogen! Wie hatte das Feuer bei der Lärche gelodert!

Und dann das andere Feuer!

Unerhört grausam schlug doch das Schicksal, wenn es sich ein Opfer auserlesen hatte!

(Fortsetzung folgt.)

Waldweg.

Einen Waldweg bin ich gangen,
aber wirklich, nicht im Traum;
Zweige sah ich niederhangen
rechts und links von Busch und Baum.

Alles war, als ob es schliefe
in dem grünen Waldgebiet;
brausend nur aus Schattentiefe
kam des Baches ewig Lied.

Endlich dort aus fernen Zweigen
eines Vogels Abendsang;
wie das traurig, fremd und eigen
durch die Feierstille klang!

Immer leiser zog das traute
Lied dahin in dunklem Schmerz —
waren das noch Vogellaute,
oder war's mein eignes Herz?

Margarete Schubert.

Alp Soliva.

Von A. Höhn-Landolt.

So heißt der weltabgeschiedene Paßübergang, der das Somvixer- mit dem Medelsertal verbindet. Zurzeit der Ferienpläne steht er mir wieder lebhaft vor den Augen, und gerne möchte ich auch anderen die Freude gönnen, jenes mit außergewöhnlichen Naturschönheiten bedachte Stücklein